

Einführung

Im Fach heißt *Modesoziologie* beschäftigen wir uns damit, welche Bedeutung die Mode im soziologischen Kontext hat, bzw. was man unter einer Soziologie der Mode verstehen kann.

Zu Beginn steht die Frage, was *Mode* in diesem Zusammenhang ist, bzw. sein kann und was unter *Soziologie* verstanden werden kann. Letztlich können wir uns darüber unterhalten, was die Erkenntnisse, die wir im Laufe des Seminars gewonnen haben, für die Arbeit eines Modedesigners bedeuten können.

Wieso wähle ich das Thema *Geschlechterbilder*, wenn ich über Modesoziologie sprechen möchte? Einer gängigen Definition zufolge versteht man unter *Soziologie* eine Wissenschaft, die sich mit der empirischen und theoretischen Erforschung des sozialen Verhaltens befasst. D.h. es werden die *Voraussetzungen, Abläufe und Folgen* des Zusammenlebens von Menschen untersucht. Das Geschlecht ist ebenso wie beispielsweise die Schulbildung, die Herkunft, die politische Einstellung etc. eine *Voraussetzung* von der ausgehend menschliches Zusammenleben untersucht werden kann. In welchem spezifischen Verhältnis Geschlecht und Mode stehen wird sich zeigen.

In den 70er Jahren hat sich für Untersuchungen geschlechtlicher Implikationen auf gesellschaftliche Entwicklungen ein eigenes universitäres Fach entwickelt. Die *Gender Studies* beschäftigen sich seitdem mit der Entstehung, der Relevanz, der Geschichte und der Praxis der Geschlechterdifferenz. Dabei wird selbst das, was gemeinhin als selbstverständlich betrachtet wurde und teilweise bis heute wird infrage gestellt.

Was ist überhaupt Geschlecht?

Früher gibt es biologische Differenzen zwischen den Menschen. Darüber aber, welche Rolle diese genau in der Ausbildung einer Identität des Menschen, der dann wiederum handelndes Subjekt in einem gesellschaftlichen Zusammenhang wird, spielen, besteht bis heute keine Einigkeit.

Biologische Determinierung:

Eine der Hauptströmungen in der Kontroverse ist die Theorie von der *biologischen Determinierung*, die weibliches und männliches Verhalten auf genetische Veranlagungen zurückführt, d.h. dass es beispielsweise natürlich sei, dass Frauen eher umsorgend, zuvorkommend und mütterlich seien, d.h. den Männern, die sich kräftemessend, ihren Genen entsprechend, um die Sicherung der Existenz kümmern, ein geborgenes Zuhause bieten. Der

britische Psychologe Simon Baron-Cohen ist z.B. der Ansicht, dass es zwei Grundtypen von Gehirnen gibt, den systematischen und den empathischen, die Männer und Frauen „Vom ersten Tag an anders“, so der Titel seines Buches, machen würden. Männer seien demnach von Beginn an „kriegerischer“ und „machtgeiler“, die Frauen „sanfter“ und „harmonischer“.

Die Wissenschaftskritik betrachtet Untersuchungen wie diese mit Skepsis. Obgleich Baron-Cohen nicht von einer vorgeburtlich verankerten „Gefangenschaft“ im Geschlechterunterschied spricht, sondern vor allem um mehr Toleranz für „grundlegende geschlechtsspezifische Unterschiede“ wirbt, lassen die Untersuchungen Fragen offen, die er nur teilweise mit der Beobachtung, dass Prägungen „modifizierbar“ seien und dass es „eine Menge individueller Gehirne, ausgewogene Exemplare, die beide Typen aufweisen“ gäbe, beantwortet. Vielmehr wirken diese Aussagen wie eine Relativierung der Schlussfolgerungen, die sich auch mit folgenden Worten übersetzen lassen kann: Der Gehirntypus ist für die Unterschiedlichkeit der Geschlechter verantwortlich. Es gibt aber auch Mischformen und die Möglichkeit der Modifizierung. Letztlich ist dann wieder alles möglich. Ohne die Forschungsergebnisse anzweifeln zu wollen, müssen sie sich letztlich als Erklärung für gesellschaftliche Ungleichheit als haltlos erweisen.

Die Geschichte der Erklärungen, die sich auf mehr oder weniger belegbare biologische Beobachtungen stützen, ist lang: Im 19. Jahrhundert wurde Frauen beispielsweise geraten, keine anspruchsvollen Bücher zu lesen, da bestimmte Gehirnakktivitäten nicht mit ihrer Fruchtbarkeit vereinbar seien. So schrieb der Psychiater Sir Henry Maudsley 1874, „das eine Frau, die Lebenskraft, die unbesonnen auf das Lernen verwandt wurde, nicht leicht zurückgewinnt (...) wenn eine Frau das Bildungsniveau von Männern erreichen sucht (...) fehlt ihr später die für das Kindergebären und –erziehen nötige Kraft.“ Längere Zeit galt das kleinere Gehirn der Frau als Indiz für niedrigere Intelligenz. Später hieß es, höhere Intelligenz hänge mit der ausgeprägteren Entwicklung bestimmter Regionen des männlichen Gehirns zusammen. Rückblickend betrachtet, änderten sich die Erklärungen für die vermeintliche Andersartig- und nicht selten Minderwertigkeit der Frau wie „die Mode bei der Rocklänge.“

Soziokulturelle Konstruktion:

Mit dem Aufkommen der Gender Studies im universitären Kontext gewann eine weitere These an Bedeutung. Ihre Vertreter gehen davon aus, dass Geschlecht eine *soziokulturelle Konstruktion* (gender) ist, dem das biologische Geschlecht (sex) gegenübersteht.

Fraglos gestaltet sich hier die Definition, was „Geschlecht“ ist, weitaus komplizierter, weil nicht davon ausgegangen wird, dass Geschlecht *ist*, sondern, dass es *gemacht wird*. Die französische Soziologin und Feministin Simone de Beauvoir schrieb 1949 in „Das andere Geschlecht“ einen Satz, der die theoretische Grundlage für eine erstarkende Frauenbewegung bildete: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es.“ Demnach gibt es bestimmte gesellschaftliche Vorstellungen davon, wie Frauen und Männer zu sein haben, an die man sich mehr oder weniger freiwillig anpasst. D.h. auch, dass es eine bestimmt geartete gesellschaftliche Struktur gibt, die den in ihre agierenden Menschen bestimmte Rollen zuweist. Ganz knapp gesagt: Dem Mann die Rolle des Ernährers und der Frau die Rolle der sorgenden Mutter.

Welcher der Theorien man auch immer anhängen mag, sie dienen jeweils der Erklärung eines *Ist*-Zustandes, der sich als nicht-gleichberechtigt darstellt, wenn auch die Theorie vom

biologischen Determinismus eine gewisse Handlungsbegrenzung impliziert und damit gleichzeitig Ungleichheiten zu zementieren scheint. Nach dem Motto: *Es ist alles so weil es ist wie es ist*. Im Gegensatz dazu die Vertreter der soziokulturellen Konstruktion: *Es ist alles so weil wir es so sein lassen*.

Wenn dem so wäre, stellt sich fast automatisch die Frage nach dem warum? Wer könnte ein Interesse daran haben, dass Frauen Männern gegenüber gesellschaftlich benachteiligt sind? Die Antwort darauf ist nicht so einfach wie sie auf den ersten Blick scheint, denn es ist weniger das „Interesse“ von „jemandem“, dass sich zeigt, sondern vielmehr ein wissenschaftlicher Prozess, an dessen Anfang die Ordnung der Welt in ein dualistisches Prinzip steht. Als Begründer dieses Prinzips gilt der französische Philosoph René Descartes. 1641 traf er auf seiner Suche nach *der* ununstößlichen Wahrheit der Dinge die Unterscheidung von *res extensa* und *res cogitans*, d.h. er legte seinen Überlegungen die Ansicht zugrunde, dass es *eine allgemeine, mathematischen Gesetzen unterliegende Materie* gäbe, der der *substanzlose Geist* gegenübersteht. Mit anderen Worten. Nach Descartes gibt es eine ununstößliche Wahrheit, die man mithilfe von entsprechender Analysen ergründen kann. Diese Wahrheit kann auch als "Ordnung" verstanden werden, die es in den Dingen zu finden gilt. Obgleich sich im Laufe der Geschichte auch die Denkart vieler Wahrheiten, die jeweils vom Standpunkt des Betrachters abhängen, durchsetzen konnte, ist diese Gegenüberstellung von beispielsweise Kultur und zu bezwingender Natur, Vernunft und Leidenschaft, Freiheit und Determination etc. eine bis heute gültige Grundlage wissenschaftlichen Denkens.

Was hat das nun mit der Kategorie *Geschlecht* zu tun?

Diese Zweiteilung der Welt wurde naturalisiert, indem den beiden Polen je ein Geschlecht zugewiesen wurde: Männlichkeit repräsentiert Geistigkeit und Kultur, während die Natur und der Körper als ‚weiblich‘ codiert wurden – eine Zuordnung, die sich bis weit in die Moderne hinein fortgesetzt hat und noch heute prägend bleibt für eine Art, wie über ‚weibliche Irrationalität‘, Unberechenbarkeit und davon abgeleitet ‚Unwissenschaftlichkeit‘ gesprochen wird. Mit anderen Worten: Die Frau repräsentiert die wildwuchernde Natur, die es durch den männlichen Geist zu domestizieren gilt, eine Hierarchisierung, die die Grundlage von Geschlechterdifferenzen in patriarchalen Gesellschaften bildet.

Die *Domestizierung des Weiblichen*, bzw. dessen, was in einer patriarchalen Gesellschaft als "weiblich" oder "männlich" gilt, lässt sich an vielen gesellschaftlichen Phänomenen ablesen. Eines davon ist die *Mode*. Obgleich sich diese Codierungen mit dem gesellschaftlichen Wandel ändern, gibt es dennoch immer recht genaue Vorstellung davon, was als männlich und was als weiblich gilt. So erscheinen Emanzipationsbewegungen aus Stereotypen immer nur zu einer relativen, statt einer absoluten Veränderung zu führen. Mit anderen Worten: Das was Frauen an einem Ende für sich erringen, bekommen sie an anderer Stelle wieder weggenommen. Es kommt somit nie zu einer Auflösung von Herrschaftsstrukturen, sondern immer nur zu einer Verschiebung.

Die amerikanische Soziologin Naomi Wolf beschreibt das für die Zeit nach der Zweiten Welle der Frauenbewegung in den 60er Jahre in ihrem Buch "Der Mythos Schönheit" 1990 wie folgt: "Da die westliche Mittelschichtsfrau inzwischen materiell so weit erstarbt ist, dass sie nur noch psychisch geschwächt werden kann, musste sich der Schönheitsmythos in seiner modernen Form zum einen raffinierter technischer Mittel bedienen und zum anderen eine besonders geballte Ladung an reaktionärer Ideologie transportieren. Seine wichtigste Waffe ist die

millionenfache Verbreitung des jeweils aktuellen Idealbilds." Dieses Speerfeuer von Bildern "schöner" Frauen werde zwar gern als Ausdruck einer kollektiven sexuellen Phantasie hingestellt, sei aber in Wirklichkeit Ausdruck der "politischen Angst der männerbeherrschten Insitutionen vor der zunehmenden Freiheit der Frauen."

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als haben die Männer hier an irgendetwas "Schuld". Die Funktionsweisen des patriarchalen Systems werden verständlicher, wenn man die Situation nicht ausschließlich von der Perspektive der unterdrückten Frau aus betrachtet. In gewisser Weise sind die Männer in einem patriarchalen System ebenso unterdrückt, wenn auch in anderer Weise. Stereotype Vorstellungen, Zuteilungen von bestimmten Rollen führen immer zu einer Einengung von Identität, weil sich der Mensch nur im gesellschaftlich definierten Rahmen entfalten kann, sofern er nicht aus der Reihe tanzen möchte. Wir werden dieses Thema an anderer Stelle genauer untersuchen.

In diesem Seminar wird es nicht darum gehen, patriarchale Gesellschaftstrukturen grundsätzlich infrage zu stellen, sondern vielmehr versuchen wir anhand der Analyse von Bildern und dem Lesen von Texten zu ergründen, wie sich Geschlechtlichkeit in der Mode vor diesem Hintergrund darstellt, wie die Mode genutzt wird, um Geschlechterrollen zu definieren und zu festigen. Ebenso werden wir über Versuche sprechen, mit Stereotypen zu spielen, sie zu brechen und zu Überwinden.

Kommen wir zu der eingangs gestellten Frage zurück und definieren wir vor diesem Hintergrund „Mode“.

Modebilder

Der Untersuchungsgegenstand dieses Seminars sind Bilder.

Warum? Mode wird heutzutage größtenteils über Bilder kommuniziert. Die Zeiten, in denen Modemagazine hauptsächlich Text und einige illustrierende Zeichnungen enthielten sind längst vorbei, auch wenn es eine Weile durchaus üblich war. Es ging darum dem Leser, bzw. dem Konsumenten zu vermitteln, wie etwas zu sein hatte, wollte es "modisch", dem Zeitgeist entsprechend, sein. Insofern unterscheiden sich Text und Bild in ihrer Funktion nicht wesentlich voneinander. Sie sind beide Medien.

Was ist überhaupt ein Medium?

Einer gängigen Definition zufolge versteht man unter einem Medium den Vermittler eines Inhalts zwischen zwei oder mehr Partnern. Für den Vermittlungsprozess muss der Inhalt an die Bedingungen, die durch das Medium gesetzt werden, angepasst werden. D.h. nutze ich die Sprache als Medium, dann brauche ich Worte, um das zu beschreibende zu übermitteln, nutze ich Film, muss es erst abgefilmt werden etc. Was gerne vernachlässigt wird, ist, dass der durch das Medium vermittelte Inhalt nicht mehr dem eigentlichen entspricht. D.h. wir sehen in einem Bild nicht das tatsächlich Dargestellte, sondern das Bild vom Dargestellten. Fast automatisch knüpft sich daran die Frage nach der Objektivität des Mediums. Welchen Einfluss haben die Medien auf die Botschaft? Wie verändert z.B. die Sprache die Wahrnehmung des Dargestellten? Viele Theoretiker behaupten, dass Medien nie reine instrumentelle Vermittler sind, sondern selbst zu einer Art "Welterzeugungsmaschine" würden. Demnach ist eine reale Welt denkbar, die der Dinge, die man unmittelbar sieht und eine vermittelte Welt der Bilder der Dinge, die als auf die Realität bezüglich verstanden werden, aber ebenso als eigenständig

betrachtet werden kann. Um es an dieser Stelle nicht komplizierter werden zu lassen möchte ich auf die Relativität des Realitätsbegriffs nicht genauer eingehen, sondern setze voraus, dass unter Realität die alltägliche Wirklichkeit, also das, was unmittelbar um uns geschieht, verstanden wird, ohne darauf einen Anspruch auf Wahrheit erheben zu wollen.

Was heißt das nun für unser Seminar?

Zunächst sind diese Informationen wichtig, um einen Bildbegriff zu bilden. Was versteht man unter einem Bild? Darüber ist sich die Wissenschaft viel weniger einig, als man denken mag. Ich versuche meine Definition möglichst offen zu halten und verstehe unter einem Bild, in Anlehnung an die Definition des Kunsthistorikers Erwin Panowskys ein Abbild der "Grundeinstellungen einer Nation, einer Epoche, einer Klasse, einer religiösen und philosophischen Überzeugung modifiziert durch eine Persönlichkeit und verdichtet in einem einzigen Werk." Mit anderen Worten: In einem Bild verdichtet sich Gesellschaft. Es kann verstanden werden als a) eine Interpretation des Erstellers, muss aber b) auch immer als eine Interpretation des Betrachters gesehen werden. Insofern ist ein Bild auch immer ein individueller Prozess.

Mit dem Aufkommen der Fotografie hat das Bild eine Welle losgetreten. Seitdem begegnen uns Bilder immer und überall, sind neben dem Wort zu einer eigenen Sprache geworden. Uns, die wir uns mit Mode befassen begegnet diese meist in Form von Bildern. In Magazinen, in Lookbooks, in Form von Fotografien im Internet oder als Aufnahmen von Modenschauen. Die Kleider an sich oder auch das, was durch diese zu transportieren versucht wird, sehen die wenigsten. Für gewöhnlich sehen wir die Fotografie, die mithilfe eines Apparates durch eine andere sehende Person entstanden ist. D.h. von der Idee des Designers, zu der er durch etwas inspiriert wurde bis hin zum Betrachter, werden verschiedene mediale Stationen durchlaufen. Ein verkürzt dargestellter Weg könnte wie folgt aussehen: Idee - Designer - Entwurf - Kleid - Show - Fotograf - Fotoapparat - Foto - Internet - Betrachter. Die Idee muss einen langen Weg zurücklegen, bis sie den Betrachter/Konsumenten erreicht. Das ist wie eine stille Post, auf deren Reise Informationen verlorengehen können.

Olivier Zahm, Herausgeber des Purple Magazins sieht die Funktion der Modefotografie als "hybride Ikone der Gegenwart". Sie lebe "von der Plünderung sämtlicher anderer Repräsentationen". Was heißt das? Das bedeutet, dass die Modefotografie sich anderer Ausdrucksformen bedient, um ihre Botschaft zu übermitteln: Dazu gehört zum Beispiel die "Inszenierung des schönen Scheins": Ideale, meist weibliche Körper, perfektes Styling, stimmige Raumatmosphäre, perfekte Lichtstimmung, abgestimmte Kleidung und Accessoires etc. Seit dem 1980er Jahren entwickelte sich eine Gegentendenz zum "schönen Schein". Das Gestaltungsprinzip der "Wirklichkeitserfahrung" trat in den Vordergrund. Das reale Leben wurde inszeniert. Bilder sollten dem Betrachter Irritationen oder Anteilnahme bieten. Provokation und Schock spielten eine Rolle. Eine weitere Darstellungsform ist die der "Entmaterialisierung des Gegenstände". Bilder kommen plötzlich auch ohne Mode aus, indem es eher um emotionaler Reaktionen geht. Einflüsse werden vermehrt aus der Musik- und Videoszene gezogen. Auch die Entstehen des Modefilms gehört in diese Kategorie.

Was ist nun das Besondere daran, Bilder im musealen Kontext zu sehen?

Sie verlieren ihren Bezug zum ursprünglichen Entstehungszusammenhang. Das hat den Vorteil, dass zuvor weniger beachtete Aspekte in den Vordergrund treten. Der

Blick richtet sich weniger auf die gezeigte Mode als auf die Art der Darstellung. Diese Bilder wollen niemanden als Konsumenten gewinnen, sie können andere Aspekte der Mode hervorheben.